

MATHIAS
ENARD

Roman

DAS
JAHRES
BANKETT
DER
TOTEN
GRÄBER

 HANSER BERLIN

Für eine Dissertation über das Leben auf dem Land im 21. Jahrhundert zieht der Pariser Anthropologe David aufs Dorf, um Sitten und Bräuche der Landbevölkerung zu beobachten. Die Stille, die ständige Anwesenheit von Tieren aller Art, vor allem aber die überraschende Unangepasstheit sämtlicher Dorfcharaktere ziehen ihn in den Bann, und bald ist er viel involvierter in das Landleben, als er es sich je hätte träumen lassen. Doch nie wird er all die weitverzweigten Vorgeschichten kennen, die Mathias Enard in kühner Fahrt durch Raum und Zeit mit komödiantischer Lust erzählt. Das neue Buch von Mathias Enard ist mehr als ein Roman, es ist ein atemberaubendes literarisches Erlebnis, aus dem man verändert hervorgeht – bereit, das eigene Verhältnis zum Leben auf dieser Erde zu überdenken.



Mathias Enard

Das Jahresbankett der
Totengräber

Roman

Aus dem Französischen von Holger Fock und Sabine Müller

Hanser Berlin

INHALT

I. Das Wilde Denken

CHANSON: *Auf den Stufen des Palasts*

II. Der Zeh des Gehenkten

CHANSON: *Tapfrer Matrose zurück aus dem Krieg*

III. And we shall play a game of cards ...

CHANSON: *In den Kerkern von Nantes*

IV. Das Jahresbankett der Totengräber

CHANSON: *Klagelied des heiligen Nikolaus*

V. Gallia est omnis divisa in partes tres

CHANSON: *An einer klaren Quelle*

VI. Pélagie liest die Zukunft aus der Rinde von Kirschbäumen

CHANSON: *Jean Petit muss tanzen*

VII. Die Liebenden von Verona

Erläuterungen

Die Chansons

Anmerkungen

Bibliographische Hinweise

Für die wilden Denker

In früheren Leben sind wir alle Erde, Steine,
Tau, Wasser und Feuer gewesen. Wir waren Moos,
Gras, Bäume, Insekten, Fische, Schildkröten,
Vögel und Säugetiere.

Thích Nhất Hạnh, *Buddha zitierend*

I
DAS WILDE DENKEN

Wohin man sich auch wendet, bei der Stadt Libourne man endet.

Onésime Reclus, *Die Teilung der Welt*

11. Dezember

Ich habe beschlossen, diesen Ort *Das Wilde Denken* zu nennen, was sonst.

Vor zwei Stunden bin ich angekommen. Ich weiß noch nicht so recht, was ich in diesem Tagebuch festhalten werde, aber gut, Eindrücke und Notizen, alles Material, das für meine Doktorarbeit wichtig ist. Mein ethnographisches Feldtagebuch. Am Bahnhof in Niort habe ich ein Taxi genommen (Richtung: Nord-Nordwest, 15 Kilometer, ein Vermögen). Rechts neben der Départementsstraße ebene Landschaften, endlose Felder ohne Hecken, nicht gerade heiter im Abendlicht. Zur Linken führen wir an tiefdunklen Sümpfen entlang, so kam es mir zumindest vor. Dem Fahrer fiel es trotz GPS schwer, die Adresse zu finden. (Die Koordinaten von Das Wilde Denken: 46°25'25.4" Nord, 0°31'29.3" West.) Schließlich hielten wir auf dem Hof eines Bauernhauses, ein Hund begann zu bellen, wir waren da. Die Besitzerin (60 Jahre alt, lächelnd) heißt Mathilde. Ich habe die Räumlichkeiten in Beschlag genommen. Mein Haus (meine Wohnung?) ist eigentlich der hintere Teil des Hauptgebäudes, und dort das Erdgeschoss. Die Fenster

gehen auf den Garten und die Gemüsebeete hinaus. Rechts sehe ich auf die Kirche, links auf ein Feld (keine Ahnung, was dort wächst, Luzerne vielleicht? Irgendwie hatte ich den Eindruck, dass alle niedrigen, grünen Felder Luzernefelder waren) und auf der anderen Straßenseite auf Gemüsebeete, ich vermute, es handelt sich um Rettich oder Kohl. Ein Schlafzimmer, ein Wohnzimmer mit Küche, ein Badezimmer, das ist alles, aber es ist schon viel. Mit gemischten Gefühlen hörte ich Madame Mathilde sagen: Bitte schön, das ist Ihr Zuhause. Ich war glücklich, vor Ort zu sein, und zugleich ein wenig ängstlich. Ich ging sofort an den Computer, um zu überprüfen, ob das WLAN funktioniert, und nahm meinen Artikel für *Studies and Perspectives* zum Vorwand. Eine Art, mir selbst etwas vorzumachen, denn es gab nichts Dringendes. Ich habe vor allem Nachrichten versendet und mit Lara gechattet. Ich bin früh schlafen gegangen, habe noch ein paar Seiten Malinowski gelesen und im Dunkeln auf die Geräusche um mich herum geachtet. Ein vages Motorenbrummen aus der Ferne (der Heizkessel?), ab und zu ein Auto noch weiter entfernt. Dann bin ich mit leerem Magen eingeschlafen.

Ich muss unbedingt das Transportproblem lösen und etwas zu essen kaufen.

12. Dezember

Erster Tag der Eingewöhnung in mein neues Umfeld. La Pierre-Saint-Christophe liegt in der Mitte eines Dreiecks, dessen Spitzen Saint-Maxire, Villiers-en-Plaine und Faye-sur-Ardin bilden. Alles großartig klingende Namen, die meiner Neuen Welt Gestalt geben. 15 Kilometer nach Niort, 10 Kilometer nach Coulonges-sur-l'Autize.

Ich verließ Das Wilde Denken gegen 10 Uhr, nachdem ich festgestellt hatte, dass ich nicht allein in meiner Ethnographen-Wohnung war: Eine vielfältige Tierwelt hat sich dort eingerichtet. Die Kröte wurde sicher von den vielen Insekten angezogen und die Katze von der Kröte. Im Badezimmer entdeckte ich genau zwischen Dusche und Toilette eine Kolonie roter Würmer oder zumindest lebendige rote Fasern, die aussahen wie Würmer. Ganz hübsch, solange man nicht auf sie tritt. Sie bewegen sich langsam auf die Tür zu, daher muss man sie vor dem Waschen mit einem Wasserstrahl den Abfluss hinunterspritzen. Ich konnte meinen Ekel ohne Probleme überwinden, was mich hinsichtlich der zu erwartenden Schwierigkeiten bei der Arbeit im Feld beruhigte. Schließlich hält selbst Malinowski fest, dass Insekten und Reptilien die größten Hindernisse für die Ethnologie darstellen. (Da dieses Tagebuch niemand lesen wird, kann ich zugeben, dass ich es ziemlich widerlich fand, Würmer im Badezimmer zu haben, und eine Viertelstunde lang zögerte, bevor ich duschte.) Zudem tauchte noch eine schöne Herde eher harmloser Zwergschnecken auf. Ich nehme an, dass Erdgeschoss und Luftfeuchtigkeit die

Gründe dafür sind. Wie dem auch sei, ich verließ Das Wilde Denken gegen 10 Uhr morgens, ging zu meiner Vermieterin, Madame Mathilde, und fragte sie, ob es eine Möglichkeit gebe, in die Stadt zu kommen, um mich mit Lebensmitteln einzudecken; sie sah sehr überrascht aus, also, das kann ich Ihnen nicht sagen. Sie konnte keine Antwort geben, sie wusste nicht, ob es Busse ins Dorf gibt. (Heute habe ich erfahren, dass man am frühen Morgen den Bus der Mittelschüler nehmen kann, aber man würde mich für einen Satyr halten, und dann müsste ich gut zwei Stunden warten, bis der Supermarkt öffnet, dies im Kapitel *Transport* festhalten.) Sie hat mir direkt geraten, ein Auto zu kaufen: In La Pierre-Saint-Christophe gibt es nur ein Café, in dem man das Notwendigste findet, das heißt Angelhaken, Zigaretten und Angelkarten. Ich werde jedenfalls nicht zum Mittagessen angeln müssen: Madame Mathilde (oder vielmehr ihr Mann, Gary - muss ihn unbedingt interviewen) war so nett, mir ein altes Mofa zu leihen, das einem ihrer Kinder gehört hat (im Kapitel *Transport* festhalten), dazu einen alten schwarzen Helm ohne Visier, aus dem Schaumstoffetzen hängen, aber mit Vintage-Aufklebern (ein Frosch, der die Zunge herausstreckt, ein AC/DC-Logo). Ich habe also ein zwar unsicheres, aber fahrtüchtiges Verkehrsmittel. Gegen Mittag fuhr ich zum Supermarkt in die Kreisstadt Coulonges-sur-l'Autize (hübscher Name), ich kaufte ziemlich viel ein, bevor mir einfiel, dass es nicht einfach sein würde, alles mit dem Mofa nach Hause zu bringen:

Thunfischkonserven, Sardinen, Tiefkühlpizzen, Kaffee und ein paar Süßigkeiten (Schokolade). Ich weiß nicht mehr, mit wie vielen Kurven sich die Départementsstraße bis in die Stadt schlängelt und dabei einen ziemlich breiten Fluss überquert, die Autize. Ein Marktplatz, eine Post, eine Kirche, ein kleines Schloss, zwei Bäckereien, ebenso viele Apotheken, ein Bekleidungsgeschäft, drei Cafés, die Runde ist schnell gemacht. Um mir meine Verlegenheit nicht anmerken zu lassen, kaufte ich in der Bar du Sport eine Zeitung und trank eine Tasse Tee, während ich den Gesprächen zuhörte, eine Möglichkeit, mit der Gegend in Kontakt zu kommen. Der lokale Dialekt (das Poitevin-Saintongeais nach der offiziellen linguistischen Bezeichnung, man soll ja niemanden kränken) befindet sich zweifellos auf dem Rückzug (aber greifen wir nicht voraus: Das Kapitel *Idiome*, schöner Titel, kommt später). Ich hoffte, auf dem Markt mehr Glück zu haben. Nach dem Tee kehrte ich ins Wilde Denken zurück; in der Mitte einer Kurve hätte es mich wegen eines Hundes beinahe hingelegt (hätte nie gedacht, dass ich eines Tages einen solchen Satz schreiben würde), und ich wäre mit dem Moped gegen eine Mauer gekracht, aber wie durch ein Wunder konnte ich glücklicherweise rechtzeitig ausweichen. Danach widmete ich mich wieder meinem Arbeitsplan. Laut Rathaus gibt es in La Pierre-Saint-Christophe nach der letzten Volkszählung 649 Einwohner. 284 Herdfeuer, wie die Alten sagen würden. Laut Wikipedia und der Website des Rathauses nennen sich die Einwohner Petrochristophorer. Liebe

Petrochristophorerinnen, liebe Petrochristophorer, ich habe beschlossen (Kapitel *Fragen*), rund 100 Interviews mit euch durchzuführen, dabei muss ich die Befragten so auswählen, dass ich am Ende die gleiche Anzahl von Interviews für jedes Geschlecht und jede Altersgruppe erhalte. Empirisch gesehen scheint mir das eine gute Idee zu sein. Ein Jahr Arbeit, aufgeteilt in zwei Feldzüge von je einem halben Jahr. Genial. Ich fühle mich voller Energie. Ich habe einen Blick auf den Entwurf eines Artikels für die *Ruralités vivantes* geworfen und hatte sofort eine erste Eingebung. Auf dem Land lässt es sich definitiv gut arbeiten.

12. Dezember, Fortsetzung

Es ist 2 Uhr morgens, die Stille und Einsamkeit machen mir Angst, ich kann nicht schlafen. Ich höre Insekten und habe das Gefühl, dass sie in der Nacht auf mir herumkrabbeln werden. Zu spät, um Lara zurückzurufen (sie lachte lauthals, als ich ihr sagte, dass meine Räumlichkeiten nunmehr Das Wilde Denken heißen), im Chatroom ist niemand online. Außerdem habe ich nur die *Argonauten des westlichen Pazifik*, Malinowskis *Tagebuch* und Victor Hugos *1793* zu lesen, nicht schlecht, um sich ein wenig abzulenken. (Warum habe ich *1793* mitgenommen? Sicher, weil ich den vagen Eindruck hatte, dass der Roman hier in der Gegend spielt.) Mir ist etwas kalt, morgen muss ich mit

Mathilde sprechen, damit sie mir ein Heizgerät leiht. Und was jetzt? Tetris spielen, das könnte mich entspannen.

13. Dezember

Radio: Wettervorhersage, Weihnachten steht bevor usw. usw. Eisregen, Mofa unmöglich. Anorak kaufen, wichtig! Erste Standortbestimmung im Dorf. Ich habe entdeckt, dass hinter den Bäumen (Pappeln?) am Ende des Feldes vor meinem Wilden Denken etwas tiefer liegend ein Fluss fließt, die Autize. Meine Vermieterin hat mir die Kirche gezeigt. Der Schlüssel ist sehr beeindruckend, gut zwei Kilo Schmiedeeisen, mindestens. Die Kirche selbst ist weniger eindrucksvoll. Ärmliche Ausstattung, ziemlich banal. Trotzdem hübsch. Etwas Lustiges erfahren: Der Bürgermeister ist auch der Leichenbestatter des Kantons, oder umgekehrt. Im Internet einen ausgezeichneten Artikel über den russischen Erfinder von Tetris gelesen. Ein Genie, dieser Typ. Man sollte ihm den Nobelpreis geben, anscheinend hat er ihn noch nicht.

Keine besonderen Vorkommnisse.

14. Dezember

Gut geschlafen. Die Katze hat wieder eine tote Kröte vor meine Tür gelegt, nettes Geschenk, igitt. *Gallia est omnis*

divisa in partes tres, sagte Cäsar von Gallien, und dieses Nest ist kein bisschen anders. Ich habe das Dorf nach der Flurkarte in drei Bereiche unterteilt, das Gebiet um das Café, das um die Kirche und die Wohnsiedlung. Eher dichter Lebensraum im Zentrum, weiter auseinanderliegende Bauernhöfe rund um die Kirche und die Einfamilienhäuser in der Neubaussiedlung. Man könnte darauf wetten, dass die Bewohner der Siedlung Les Bornes Pendler sind, die in der Stadt arbeiten. (Festhalten für das Kapitel *Werktätige*, guter Titel.) Ich habe mich entschieden, am 23. für die Feiertage nach Paris zurückzukehren, mir bleiben also noch zehn Tage bis zur Arbeitspause. Erstes Interview, Mathilde, da ich sie sozusagen »zur Hand« habe, das ist am einfachsten, so kann ich meinen Fragenkatalog ausarbeiten und ihn dann später verfeinern. Ich habe ihr erklärt, warum ich hier bin, warum ich ein Jahr in diesem Dorf verbringen will. Das hat sie anscheinend überrascht. Sie wollen uns auskundschaften, stimmt's?, fragte sie. Ich erwiderte, ähm, nicht nur Sie, was nicht sehr clever war. Also fügte ich hinzu: »Ziel meiner Arbeit ist es, zu verstehen, was es bedeutet, heute auf dem Land zu leben.« Ich fand diese Synthese einleuchtend (im Kapitel *Fragen* festhalten). Eigentlich formuliert man seine Ziele immer erst im Kontakt mit der Realität. Ich glaube, das hat sie beruhigt. Jedenfalls ist ein Termin für morgen früh vereinbart. Gleich hau ich ab, ich muss den Bürgermeister im Angler-Café treffen, damit er mich dem Wirt und den Stammgästen vorstellen kann. Der Magistrat nimmt seine

Aufgabe offenbar sehr ernst. Als er herausfand, dass ich von der Sorbonne komme (darin steckt ein Körnchen Wahrheit), bestand er darauf, mich höchstpersönlich in seinem Dorf einzuführen. Seine Frage ist: »Warum wir?«, »Warum hier?« Ich kann ihm kaum den Coup mit der Förderung durch den Rat des Département Deux-Sèvres erklären, es wäre ein wenig herabsetzend (ich kann ihm auch nicht sagen, dass mich der Name des Kaffs amüsiert hat und dass es genügend weit ab vom Schuss liegt, um interessant zu sein), also antworte ich, es sei mein Doktorvater gewesen, der den Ort ausgewählt habe, der berühmte Professor Yves Calvet, das ist seriöser, undurchsichtiger, als hätte der Finger Gottes (der Universität in diesem Fall) auf ihren Landstrich gezeigt, dann können sie sich geschätzt fühlen, und es ist gut. Ich frage mich, was Calvet sagen würde, wenn er das wüsste. Wahrscheinlich wäre es ihm schnurzegal. Gut, ich muss, bin schon spät dran.

14. Dezember, Fortsetzung

So, das war's, ich bin ins Angler-Café Chez Thomas eingeführt, die Schaltstelle für die Sozialisation im Dorf, sein wahres Zentrum. Tatsächlich werden dort Zigaretten, verschiedene Angelutensilien, Konservenbüchsen, Milch und sonstige Getränke verkauft, außerdem einige Zeitungen und Zeitschriften. Thomas, der Wirt, ist um die

60 und eindeutig korpulent. Ausgeblichene rote Resopaltische, alter Tresen aus demselben Material, Stühle mit Metallbeinen. Fernseher. Starker Geruch nach Wein, Anis und kaltem Tabak, was mich zu der Annahme bringt, dass hier die Rechtsvorschriften über das Rauchen an öffentlichen Plätzen nicht unbedingt eingehalten werden. (Auf dem Land ist man Frondeur, gibt sich rebellisch, erster Hinweis.) Vier Männer spielen Karten, zwei stehen an der Bar, keine Frauen. Blanc-Cassis, Bier, Ricard. Ich hatte die größten Probleme, die Runde auszuschlagen, und nahm am Ende eine Orangina, das Fruchtfleisch klebte am Boden der Flasche, und die Ränder des Kronkorkens waren rostig, woraus ich schloss, dass man hier nicht viele Erfrischungsgetränke konsumierte. Vielleicht hätte ich einen Kir oder so etwas annehmen sollen, aber ich musste bei klarem Verstand bleiben, um ein wenig zu arbeiten.

Allmählich finde ich Gefallen an diesem Tagebuch. Es ist lustig, man hat den Eindruck, mit jemandem zu reden. Ich merke, wie sehr ich bei den Leuten hier nicht ich selbst bin. Ich fühle mich, als würde ich eine Rolle spielen. Der Beobachter beim Versuch, eine feindliche Umgebung zutraulich zu machen. Ich gehe wie auf Eiern. Vielleicht bin ich zu vorsichtig. (Kapitel *Fragen?*) Der Bürgermeister scheint trotz seines weniger lustigen Berufs ein lustiger Geselle zu sein. Thomas, der Wirt, sagte mir: »Sie müssen hier nur eine Woche sitzen und sich nicht rühren, dann lernen Sie das ganze Dorf kennen.«

Nach einer Woche Orangina werde ich ein Magengeschwür haben, fiel mir dazu ein. In diesem Moment betrat eine junge Frau die Bar, als wollte sie beweisen, dass der Wirt recht hatte. Etwas älter als ich, etwa 35 Jahre alt, würde ich sagen, im Hippie-Landlook (ich weiß, was ich meine), nicht gerade gut gelaunt, sie sah mich nicht einmal an, pflanzte sich vor dem Tresen auf und fing an herumzuschreien, irgendeine Geschichte mit Gemüse und Geld, die ich nicht verstand. Thomas, der Wirt, antwortete im gleichen Ton, aber nein, ich schulde dir gar nichts, sie gingen dazu über, sich gegenseitig zu beleidigen, der Bürgermeister griff ein, beruhigen wir uns zuerst einmal, beruhigen wir uns, dann eilte die Furie hinaus und schlug die Tür hinter sich zu, was dem Bürgermeister und dem Wirt Seufzer der Erleichterung entlockte, gefolgt von einer Reihe abfälliger, aber offenbar gerechtfertigter Kommentare.

»Sie wird immer verrückter.«

Ich fragte wie beiläufig, wer sie sei.

»Eine Irre«, meinte der Wirt.

»Eine Gemüsegärtnerin«, sagte der Bürgermeister. »Sie baut Gemüse an.«

»Ist sie von hier?« (Ich fand meine Frage sehr angebracht.)

»Mehr oder weniger«, wurde mir geantwortet, ohne dass ich mehr erfuhr. Einzige Gewissheit: Es gibt mindestens eine Einheimische weiblichen Geschlechts in der Altersgruppe der 30- bis 40-Jährigen.

Sendepause. Die Abende werden mir sicher lang werden, es sei denn, ich werde zum Saufkumpan im Angler-Café. Zum Glück gibt es Tetris, das Internet und Malinowski, Quellen der Freude und des Wissens. Nach dem Abendessen (wie jetzt: Omelett zwischen zwei Scheiben Toastbrot vor dem Bildschirm) langweile ich mich ein wenig. Keine Lust, mich Victor Hugo zuzuwenden. Mein Wildes Denken ist kein trauriger Ort, nur ein wenig karg. Ich muss ein paar Sachen aus Paris mitbringen, ein oder zwei Bilder für die Wände, Bücher, ein bisschen Deko. Schließlich werde ich hier ein ganzes Jahr verbringen. Der Gedanke ist entmutigend, meine dritte Nacht im Dorf, und ich langweile mich schon zu Tode. Gott sei Dank bin ich in 10 Minuten mit Lara verabredet.

14. Dezember, Fortsetzung

Sehr frustrierend, diese Webcams, trotz (oder wegen) der starken erotischen Aufladung. Lara trug einen Pyjama, eine Art Satin, glaube ich. Ähm, diese Bemerkung ist ein wenig unangebracht. Wir stellen uns ja auch nicht vor, wie Lévi-Strauss über die Dessous seiner Frau spricht. (Idee für einen Artikel: Die Sexualität von Anthropologen im Feld. Malinowskis obszöne Gedanken unter seinem Moskitonetz.) Erregt bin ich trotzdem. Für einen Moment würde ich am liebsten alles in den Wind schießen und auf der Stelle nach Paris zurückkehren, aber ich müsste mir zuerst zwanzig

Kilometer mit dem Mofa durch die eisige Nacht zum Bahnhof geben, dann zweieinhalb Stunden im TGV, falls um diese Zeit noch Züge abgehen, was ich bezweifle. Also nichts. Ich bin so isoliert wie Malinowski im Pazifik, denn Entfernung bedeutet einfach, dass man das, was man will, nicht in dem Augenblick bekommen kann, in dem man es haben möchte, ob es zwei Stunden, zwei Tage oder zwei Monate entfernt ist, spielt keine Rolle. Ich wäre jetzt gern bei Lara, doch ich bin allein im Wilden Denken, allein wie Napoleon Chagnon unter den Yanomani. Zu mir, Götter der Anthropologie, kleine Götter der Wilden, kommt und verhilft mir zur perfekten Doktorarbeit.

Am besten, man lenkt sich ab: Setzen wir den Bericht über die Begegnungen am späten Nachmittag fort. Nach dem Einmarsch besagter Lucie, die wegen einer Geldgeschichte wütend war, unternahm es der Bürgermeister, mich den Kartenspielern vorzustellen, die mich ansahen, als wäre ich ein Marsmensch. Sie sahen an mir die Maske der Andersartigkeit, könnte man mit Lévinas'scher Begrifflichkeit sagen. Selbst wenn ich meine Glasperlen und Macheten hervorgeholt hätte, um ihnen rituelle Geschenke zu machen, hätten sie nicht anders reagiert. Es wird eine Weile dauern, bis man mich akzeptiert. Ich lächelte sie an und fragte sie sogar, was für ein Spiel sie spielten, nur um ein wenig Interesse an ihnen zu zeigen, vergebliche Liebesmühe, auf meine Frage hin rissen sie die Augen auf, *ähm, à la Coinchée*, na gut, soll mir eine Lehre sein, Gerade habe ich in meinem großen

Wörterbuch, im *Grand Robert*, nachgesehen, *Coinchée*: »landsch., Ausdruck aus Westfrankreich (so weit, so gut), Kartenspiel, eine Variante des Belote oder Zehnerspiels mit Reizen«, was nun wirklich nicht zur Klärung beiträgt. Ich habe mich beim Bürgermeister diskret danach erkundigt, die Kartenspieler sind Männer aus dem Dorf mit verschiedenen Berufen, aber alle eifrige Angler und Jäger. Da ich wusste, dass ich sie später wiedertreffen würde, verzichtete ich darauf, ihre Namen aufzuschreiben.

Interessantere Begegnung in jeder Hinsicht: Max. Etwa 45 Jahre alt, Lederjacke, schwarzer Spitzbart, breites Gesicht, Schultern, Bauchansatz, ein Helm, Motorrad vor der Tür, freimütig und offen – einen Moment dachte ich, ich sei wieder in Paris, genauer gesagt in Montreuil. Er kam vorbei, um Zigaretten zu kaufen, als der Bürgermeister ihn rief und fragte, ob er nicht ein Glas mit uns trinken wolle. Max ist Künstler; vor etwa zehn Jahren ließ er sich hier nieder (davor hat er tatsächlich in Montreuil gewohnt, witziger Zufall). Hier lebe er auf einem großen Bauernhof etwas außerhalb des Dorfs, wie er mir erklärte. Er lud mich herzlich ein, ihn zu besuchen, sobald ich einen Moment Zeit hätte. Er hat Paris verlassen, weil er mehr Platz für seine Arbeit brauchte, und auch, weil seine Exfrau ihn nervte. Ich bin gespannt, welchen Eindruck er von den Menschen hier hat. Er ist offensichtlich nicht auf den Mund gefallen.

Zwei Pastis später war der Bürgermeister beim vierten, wenn ich richtig gezählt habe, und langsam etwas

angeheitert. Seine Wangen glühten ein wenig, seine Augen auch, vor allem aber fiel seine Sprechweise endgültig in das örtliche Idiom zurück. Noch verständlich, aber Dialekt. Er sprach mit dem Wirt und Max über Politik; er wettete gegen die Präfektur, die im Herbst eine seiner Gemeindeverordnungen kassiert hatte, mit der er unbekannt Fremden das Pilzsammeln in den Gemeindewäldern verbieten wollte. Er fühlte sich in seinem Stolz verletzt – zum Glück nur in seinem Stolz, lachte Max, denn in dem kleinen Wald Les Ajasses hatte noch nie jemand den kleinsten Röhrling gesehen, geschweige denn einen Steinpilz. Die Gespräche wurden von den Lokalnachrichten im Fernsehen unterbrochen, es war also 19 Uhr, Zeit, ins Wilde Denken zurückzukehren. Ich dankte dem Bürgermeister für den freundlichen Empfang und seine Hilfe, sagte Max (der es anscheinend nicht mehr eilig hatte zu gehen), dass ich ihn anrufen würde, um ihn zu besuchen, verabschiedete mich vom Wirt und ging nach Hause. Die Nacht war feucht, sternenlos und doch von den unzähligen Weihnachtsgirlanden erhellt, die die Menschen hier an ihre Fassaden hängen, als veranstaltete man einen Wettbewerb, wer die meisten in der Dunkelheit funkelnden Lichterketten und die Fenster hochkletternden Weihnachtsmänner hat. (Nachforschen und den Ursprung dieses seltsamen Brauchs herausfinden.) Ich brauche zu Fuß genau vier Minuten bei normalem Tempo, um ins Wilde Denken zu gelangen (und beim Überqueren des Hofes das wütende Bellen von Garys Hund hervorzurufen, ich hoffe

nur, er wird sich bald an mich gewöhnen, es ist ein wenig beängstigend).

Lesen, und dann Licht aus.

15. Dezember

Beim Aufstehen erkältet. Eisiges Zimmer, nicht vergessen, um ein zusätzliches Heizgerät zu bitten. Die Würmerkolonie im Badezimmer wächst (igitt), auch die Zwergschnecken im Wohnzimmer werden mehr, ob beides zusammenhängt? Schnelles Frühstück. Fragebogen vorbereitet, Aufnahmegerät gecheckt. Lara im Chat Hallo gesagt. Gerade ist Mathilde über den Hof gegangen. Sie ist also zu Hause. Ich gehe zu ihr. Endlich gibt es was zu tun.

15. Dezember, Fortsetzung

Zwei Stunden Aufnahme und ein Kaninchen in Senfsauce (hatte nicht den Mumm, ihr zu sagen, dass ich kein Kaninchen mag, also Kaninchen gegessen, schmeckt letztlich nicht schlecht. Ich gewöhne mich wirklich schnell ein). Mathilde ist sehr nett und echt erstaunlich. Erste Überraschung: Sie hat mich zuerst in ihrer Küche empfangen, um einen Kaffee zu trinken, und mich dann in ihr sogenanntes »Büro« geführt. Ich muss meine Vorannahmen revidieren: Dort steht nicht nur ein

topmoderner Computer, sondern auch ein Drucker, ein Scanner und jede Menge Bücher über Informatik und Rechnungswesen. Mathilde leitet den Familienbetrieb. Ihr beruflicher Werdegang (anderer Begriff dafür fällt mir nicht ein) ist eindrucksvoll. Die Bauerntochter hat jung geheiratet und sich die Betriebsführung allein beigebracht. In den 90er Jahren hat sie sich an den Computer gesetzt, wie sie sich ausdrückt. Gary kümmert sich um die Landwirtschaft im engeren Sinn, sie um die Verwaltung. Rechnungen, Investitionen, Darlehen, alles liegt in ihrer Hand. Nicht zu vergessen der Gemüsegarten und das Kleinvieh (Geflügel und Kaninchen), die einzige Tierproduktion des Betriebs, hauptsächlich zur Selbstversorgung. Mathilde hat die Kleintierhaltung erst vor Kurzem wiederaufgenommen (die sie nach dem Tod ihrer Mutter vor langer Zeit aufgegeben hatte), weil sie genug davon hatte, ungenießbare Supermarkt-Hühner zu essen. Auch in Sachen Lebensmittelqualität trifft sich die Landbevölkerung wieder mit den Städtern. Die Kinder haben ihre Ausbildung in der Stadt gemacht und weit weg geheiratet (Pariser Banlieue und Bordeaux). Sie haben weder die Kompetenz, den Hof zu übernehmen, noch die geringste Lust dazu, die Frage nach Einstellung des Betriebs steht also im Raum. (Mathilde ist 57 und Gary 62.) Früher kümmerte sich Mathilde außerdem um die Kirchengemeinde und half dem Priester im Haushalt bis zu seinem plötzlichen Tod vor fast zwei Jahren (sie schien sehr betroffen, als sie davon sprach). Ich schliesse daraus, dass

sie praktizierende Katholikin ist (bisher sind keine »religiösen« Fragen vorgesehen, erwäge aber, ein Kapitel *Glauben* hinzuzufügen). Sie eröffnet mir, dass es seit dem Tod des Abbés (ist Abbé das richtige Wort? Mist, ich habe keine Ahnung vom Katholizismus) keinen Dorfgeistlichen mehr gebe, dafür einen umherreisenden Priester für, in loser Folge, Taufen, Begräbnisse und Hochzeiten. (Das Dorf hat also seine Funktion, Mittelpunkt zu sein, verloren, zumindest in geistlicher Hinsicht. Ob es auch religiöse Minderheiten gibt? Juden, Muslime? Buddhisten gar?) Mathilde ist ziemlich schamhaft, besonders in allem, was Privatsphäre und Sexualleben berührt (muss diesen Teil des Fragenkatalogs überarbeiten. Meine Frage zum Ehebruch ist schlicht und einfach jämmerlich, konnte sie nicht stellen, muss einen Weg finden, indirekter nach dieser Form von sozialen Beziehungen zu forschen), und in Bezug auf Geld. Als es um ihr Einkommen geht, antwortet sie vage: Sie kämen klar, manche Zeiten seien schwieriger als andere, das letzte Jahr sei ausgezeichnet gewesen. (Zahlen kann ich jederzeit anhand des Preises für die Tonne Weizen extrapolieren.) Beim Stichwort Kindheit ist sie dagegen nicht zu bremsen. Der Hof ihrer Eltern, ihre Schwestern, die Totenwachen, die Johannisfeuer (ein Brauch, den ich eher für städtisch hielt, weiter danach fragen, Kapitel *Feiern*), die Maronen im Kamin, die Waldspaziergänge, die Dorffeste, der Ofen des Bäckers (sie erinnere sich noch, sagt sie, an den Geschmack des heißen Brots, auf dem man Butter zergehen ließ), die

Tanzveranstaltungen an Samstagen in ihrer Jugend, darüber habe ich eine gute Stunde Aufnahmen. Auch über die verschiedenen Personen in ihrer Jugend, ihren Vater, ihre Mutter, ihre Schwestern; wie sie Gary kennengelernt hat, der zuerst ihre ältere Schwester umwarb, weil ich noch klein war, meinte sie, als hätte sich Gary selbstverständlich sofort für sie interessiert, wenn sie alt genug gewesen wäre; dann über die Zeit ihrer Verlobung und Hochzeit, die Übernahme des Hofes von ihren Schwiegereltern etc. pp. Ich glaube, sie war froh, dass ihr jemand zuhörte. Mitten in der Unterhaltung kehrten wir in die Küche zurück, wo sie das Kaninchen zubereitete (das zum Glück zerlegt aus dem Gefrierschrank kam). Ich leitete zu den Nachbarschaftsbeziehungen im Dorf über, und auch hier antwortete sie vor allem mit Erinnerungen: dass es früher viel mehr Gelegenheiten gab, zusammenzukommen, bei gutem Wetter die Mittagspausen in den Innenhöfen usw. Wieder Nostalgie. Dagegen konnte sie mir von keinem sozialen Ereignis aus jüngster Vergangenheit erzählen, an dem sie teilgenommen hätte, außer eben am Begräbnis des Pfarrers. Ihren Worten nach pflegt sie gute Beziehungen zu ihren Nachbarn. Ach ja, dann habe ich noch erfahren, dass mein Wildes Denken ursprünglich als Ferienunterkunft an Urlauber vermietet wurde, doch angesichts der Arbeit, die so eine Ferienwohnung machte, und der geringen Nachfrage hatte Mathilde es rentabler gefunden, die Unterkunft ganzjährig zu vermieten (merken für das Kapitel *Werktätige*). Dann saßen wir beim Kaninchenbraten

zusammen, Gary kam zum Mittagessen dazu, er war mit einem Traktor zur Inspektion gewesen. Er stellte keine Fragen zum Interview, sondern erkundigte sich nur, ob alles gut gelaufen sei. Als ob er die Privatsphäre seiner Frau respektierte. Gary sieht ziemlich gut aus und hat lebhafte blaue Augen, er wirkt jung für sein Alter. Während des Essens plauderten wir, jetzt waren sie an der Reihe, mich auszufragen. Sie waren sehr neugierig zu erfahren, wie man Anthropologe wird, und wollten wissen, warum sich die Wissenschaft für ihr Dorf interessiert. Ich habe mich dann entschieden, ihnen die Wahrheit zu sagen: die Subvention durch den Rat des Département, meine Absicht, eine richtige Monographie über das Landleben zu schreiben, um eine Lücke in der zeitgenössischen Ethnologie zu schließen, meine Intuition (gestützt auf eine ausführliche Beschäftigung mit der vorhandenen Fachliteratur), dass diese Region für die aktuellen Herausforderungen des Landlebens repräsentativ sein könnte. Ich erklärte ihnen, dass mein vorheriges Forschungsfeld ein kleiner Weiler im Ariège gewesen war, und Gary merkte dazu an: »Ah, der Süden, das Klima wird Ihnen fehlen«, was beweist, dass er das Ariège nicht kennt, wo es beinahe ebenso viel regnet wie hier. Ich habe mich bei ihnen herzlich bedankt für das Mittagessen und vor allem für das Mofa, das mir buchstäblich das Leben gerettet hat, und Gary das Versprechen abgerungen, dass er mich eines Tages mit auf die Jagd nimmt, dann bin ich gegangen. Im Wilden Denken habe ich die Auswertung der

Aufnahme vertagt (mein Spracherkennungsprogramm hat ebenso große Schwierigkeiten mit Mathildes Sprechweise wie mit dem Dialekt im Ariège, das war vorhersehbar, diese Programme haben Pariser für Radiologen aus Orléans entwickelt), um die Ereignisse möglichst umgehend im Tagebuch festzuhalten.

Erstaunlich und wirklich vielversprechend, was für einen freundlichen und gastlichen Eindruck dieses Dorf bis jetzt macht. Zumindest was das Gläschen Rotwein angeht, das Gary mich zu trinken nötigte und von dem ich angeheitert bin (übrigens nicht übel, der Tropfen).

15. Dezember, Fortsetzung

Spätnachts. Einsamkeit. Geile Gedanken. Überall Lara. Ich frage mich, ob wir die Webcam nicht ausschalten sollten, bevor wir endgültig bei der postmodernen Sexualität landen. Die Vorstellung, demnächst masturbierend vor dem Bildschirm zu sitzen, stößt mich ab. Wie auch immer, ich muss nur noch acht Tage aushalten, das ist zu schaffen.

Interessante Entdeckung beim Spielen mit dem Taschenrechner auf dem PC: Alle Kehrwerte von 11, 22, 33, 55, 77 und 121 sind periodische Zahlen. 1 durch 11 sind 0,090.909.090.909 usw., 1 durch 22 dann 0,045.454.545.454.5 und so fort. Frage mich, ob dieses Gesetz nicht die verborgene Seite eines wichtigen Theorems über die Kehrwerte natürlicher Zahlen ist.

Langeweile und Neugier sind die Zitzen der Wissenschaft.

16. Dezember

Verdammt, schlechter Start in den Tag. Habe gerade die Kommentare des Gutachters von *Études et perspectives* zu meinem Beitrag bekommen. Dieser Mistkerl! (Oder dieses Miststück – ich kann mir gut vorstellen, dass eine Frau dahintersteckt, so ein Biest, wenngleich diese böswillige Kritik und diese grausame Ironie eine schrecklich *virile* Seite haben.) Wofür halten sich diese Klugscheißer eigentlich? Bemerkung eins: *Die Ergebnisse dieses kurzen Beitrags über das Ariège erscheinen umso dürftiger, als die Ziele der Studie überdimensioniert sind.* Räudige Hunde. Außerdem sagt dieser Satz gar nichts. »Kurzer Beitrag«, meine Fresse. Fünfzig Seiten, der Kern meiner Abhandlung! Ich hasse diese Leute. Und weiter heißt es: *Zudem verringert die methodologische Unschärfe noch das Interesse an den ohnehin schon dürftigen Beobachtungen.* Ein krachender Absturz, mir ist ganz übel, meine Augen brennen. Und zum Schluss, nach einem ganzen Absatz galliger Häme: *Der Titel »Rückkehr nach Montailou« könnte dem Leser ein mattes Lächeln abringen, wäre der folgende Text nicht ebenso weit von Emmanuel Le Roy Ladurie entfernt wie das 18. vom 21. Jahrhundert.* Der Reviewer will mich wohl verarschen. Ich werde mit Thomas